

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 1 (1917)
Heft: 5-6

Artikel: Von einigen Modewörtern
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419418>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen werden den Mitgliedern jeden Monat unentgeltlich geliefert.
Durch die Post bezogen kosten die Mitteilungen jährlich 6 Fr. mit und 3 Fr. ohne Beilage.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Rüschnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Bubenbergstraße 10, Bern. Druck: G. Felsli, Bern.

Geschäftliche Mitteilung.

Da der Allgemeine Deutsche Sprachverein für Mai und Juni nur eine Nummer seiner Zeitschrift herausgibt, werden wir aus Sparjamkeit dasselbe tun und haben dafür diese Nummer etwas ausgedehnt.

Der geschäftsführende Ausschuss.

Unsere Monatsnamen:

Mai.

Karls des Großen „Wunnimanoth“ hat sich nicht lange halten können, sondern mußte früh dem kurzen lateinischen „Maius“ weichen, das den Monat von Maius und von Maia, altitalischen Gottheiten des Frühlings, des Wachstums, der Vergrößerung bezeichnete. Die deutschen Formen hießen meio, meie, endlich Mai (übrigens bald mit a, bald mit e geschrieben, bald mit i, bald mit j). Im Schweizerdeutschen sagt man eigentlich immer noch „der Maie“ und „im Maie“, wie die Dichter auch noch schriftdeutsch singen „im Maie“ und auch wir andern noch unsere „Maie“-träume träumen; unter dem Einfluß der schriftsprachlichen Prosa dringen aber die schwachen Formen „der Mai“ und „im Mai“ allmählich auch in die Mundart ein. In Südtirol ist (nach Weinhold) noch der Ausdruck Eselmonat üblich (weil in diesem heißen Monat nur die Esel sich begatten). Karls Wunnimanoth lebte im 16. Jahrhundert und dann um 1800 herum wieder auf als Wonnemonat oder Wonnemond, freilich nur in dichterischem oder dichterisierendem Gebrauch; es war aber ursprünglich durchaus nicht so gemeint, sondern wunni (oder winni) bezeichnete damals das Weideland; der Mai war also der Weidemonat; übrigens sagen wir ja dichterisch auch heute für eine Augenwonne wieder etwa Augenweide.

Juni.

Im Gegensatz zum Mai hat sich der nächste Monat den alten deutschen Namen Brachmonat (bei Karl: Brachmanoth) durch die Jahrhunderte erhalten; gebräuchlich ist er freilich heute nur noch in der Schweiz und in Süddeutschland und auch da fast nur noch in landwirtschaftlichen Kreisen, aber auch das ist eigentlich verwunderlich; denn auch unsern Bauern kann der Sinn nicht mehr recht klar sein. Der Name hängt zusammen mit der alten Dreifelderwirtschaft: man ließ den Acker, der nach einander Korn und Haber getragen, den Winter über ruhen und nur als Stoppelweide dienen; im Juni aber

brach man ihn zum ersten Male wieder um und bereitete ihn vor zur Aufnahme der Winterfaat, vorläufig lag er noch brach, er war Brachfeld. Die Arbeit des Umbrachens hieß Brachet (wie die des Heuens Heuet), und dieses Wort hat ebenfalls als Monatsname gedient. Nach dem Verschwinden der Dreifelderwirtschaft wurde natürlich auch der Monatsname nicht mehr verstanden und begann zu verschwinden; unser Idiotikon erwähnt noch einige merkwürdige Verbindungen des Wortes: der Brachmonat ist die Zeit vor der Ernte, da das Brot am teuersten ist; die Zeit geht daher „im Länge Brachet“ (Bern) besonders langsam vorbei, und damit wird zusammenhängen, daß man, wie aus Amden und Dübendorf bezeugt ist, von einem ungewöhnlich langen, hageren, an Teuerung und Hungersnot gemahnenden Menschen sagte: Er ist wie der lang Brachet. (Übrigens heißt der Juni in Nordfriesland Hungermuun.) So verstehen wir auch die alte stadtzürcherische Redensart: Si häd an Rügge wie der lang Brachet; aus Mönchaltorf ist überliefert: Der Strumpf ist wie der lang Brachet (d. h. eben zu lang). — In Niederdeutschland kommt vereinzelt der Name Sommermonat vor (der schwedische Name bedeutet Mittsommer, vergl. Mittag, Mittwoch), den die „teutschen“ Schwärmer um 1800 verbreiten wollten. In alten Kalendern steht auch „der ander (= der zweite) may“, dem gegenüber der vorhergehende Monat „der erst may“ heißt. — Juni ist die Abkürzung von Junius und hat wohl nichts zu tun mit der Göttin Juno, sondern mit einem alten römischen Geschlechte, das dem Vaterlande mehrere hervorragende Bürger geschenkt hat, z. B. den Marcus Junius Brutus, den Mörder Caesars. Juni ist ja kürzer und daher bequemer als Brachmonat, aber die Ähnlichkeit mit dem Namen Juli macht sich oft sehr unbequem geltend, und verständlicher ist es natürlich auch nicht, aber international!

Von einigen Modewörtern.

Ueber Modewörter haben uns Wustmann und Engel belehrt, der eine mit der ihm eigenen Leidenschaft, der

andere mit feinem Verständnis. Aber dieses Kapitel muß alle paar Jahre neu geschrieben werden, weil immer neue Mode- oder Abklatschwörter aufkommen. Seitdem Engel seine Stilkunst geschrieben hat, sind nun auch schon wieder sechs Jahre verfloßen. Die damals von ihm vorgeführten Modeschönheiten: *a u s g e s c h l o s s e n* für undenkbar, unmöglich, keineswegs oder einfach für nein*), *g u t u n d s c h l e c h t a b s c h n e i d e n* stehen heute noch in Blüte. Aber wir haben doch auch jüngere, die inzwischen herangewachsen sind. Darüber zu schreiben hat deshalb einen guten Sinn, weil auch rechtschaffene Leute auf solche Wörter hineinfallen, d. h. sie annehmen, bis ihnen klar gemacht wird, daß es Modewörter sind; sind doch darunter auch solche Wörter, gegen die an sich nichts einzuwenden ist, und die erst durch den Mißbrauch widerwärtig werden.

Da ist das Umstandswort *r e i c h l i c h*. Statt sehr oder etwas sehr sagt man jetzt gern *r e i c h l i c h*. Da entschuldigt sich einer in einer Bücherbesprechung: „Ich bin mir bewußt, meine Besprechung des neuen Buches von Zucker reichlich spät zu liefern und damit verschuldet zu haben, daß . . .“ Weshalb hier *r e i c h l i c h*? Weil es jetzt Mode ist. Wer aber für den Gebrauch eines immerhin ungewöhnlichen Ausdrucks keinen andern Grund hat, der tut besser, den alten, einfachen und gewohnten zu gebrauchen.

E i n w a n d f r e i hat schon Wustmann auf die Liste gesetzt. Man ersehe damit *t a d e l l o s*, meinte er. Aber auch *t a d e l l o s* ist ein viel mißbrauchtes Wort und ein Modewort. Da spricht man von *t a d e l l o s e m* Wetter, *t a d e l l o s e r* Aussicht, *t a d e l l o s e r* Eisbahn. Dieser Gebrauch des Wortes ist schon deshalb anfechtbar, weil ja Wetter, Aussicht und Eisbahn nicht von Menschenhand hergerichtet sind und daher nicht getadelt werden können, wenn sie nicht nach Wunsch ausfallen. Wird das Wort weiter so gebraucht, so verliert es seine wirkliche Bedeutung und Kraft, die darin bestehen, daß ein Menschenwerk damit gelobt wird.

A u f t a k t. Aus einem Konzertbericht: „Berlioz' Carnaval Romain war der geeignete Auftakt, das erstaunliche Können des Konservatoriumorchesters gleich mit einem Schläge darzutun.“ Hier wird also für Musikstück oder Werk *A u f t a k t* gesagt. Weshalb? Weil es Mode ist, für Anfang, Beginn, Einleitung, Einführung und für alles, was irgendwie irgend etwas anfängt, *A u f t a k t* zu sagen. Der Ausdruck stammt aus der Musiklehre und bezeichnet die letzte, unbetonte Note eines Taktes, besonders wenn ein Musikstück damit beginnt. Zum Beispiel beginnt das Lied „Kufft du, mein Vaterland“ nicht mit einem Auftakt, denn die erste Note der Weise ist zugleich die erste eines Taktes und als solche wichtig betont. Dagegen beginnen mit Auftakt die Lieder „Es zogen drei Bursche“, „Von allen den Mädchen so blink und so blank“, „Was hör ich draußen vor dem Tor“. Auftakt heißt dieser Ton, weil der Leitende eines Chores ihn mit einer aufwärts gehenden Bewegung des Stoces begleitet; auch die Geiger spielen den Auftakt mit aufwärts gleitendem Fiedelbogen. Will man das Wort nun auf ein anderes Gebiet übertragen, so kann es nur bedeuten: ein leichter, leiser, nicht mit voller Wucht einsetzender Anfang; es für jede Art Anfang zu brauchen ist unrichtig. In dem eingangs angeführten Satz wird durch die Worte „gleich mit einem Schläge“ deutlich gezeigt, daß der beschriebene An-

fang des Konzertes kein Auftakt, sondern im Gegenteil ein wichtiger Einsatz der ganzen Kraft des vortragenden Orchesters war. Aber im Jahre 1917 nennt man das nun einmal einen Auftakt.

E r t ü c h t i g u n g ist schon mehrere Jahre Mode. Es kam auf mit den Bestrebungen für militärische Jugendausbildung in Deutschland, mit Pfadfinder- und Wandervogelwesen. Mit Unrecht wird es gelegentlich als falsche Wortbildung beanstandet oder belächelt. Sein Erfinder hat im Gegenteil einen sehr glücklichen Griff getan. Aber was einmal zu besonderm Zwecke trefflich gefunden war, paßt nicht für den Alltag. Jetzt läuft einem das Wort nach. Im weiten Deutschen Reich kann kein Zeitungsschreiber und keine Stimmrechtlerin mehr zur Feder greifen, ohne den Ruf nach *E r t ü c h t i g u n g* der Jugend zu erheben. Dadurch wird das treffliche Wort zur abgedroschenen Phrase und für einen Menschen von feinerem Geschmack unbrauchbar. Schade, denn es würde am rechten Ort und zu rechter Zeit gute Dienste leisten.

Am meisten werden *Z e i t w ö r t e r* mißbraucht. Oft setzt sich der Mißbrauch durch, d. h. die Mode ist dann keine Mode mehr. So ist es z. B. mit dem Worte *m e l d e n* gegangen. In der Zeitung wird das Wort beständig für jede Art des Mitteilens gebraucht. Das ist ein Mißbrauch. *M e l d e n* (nach Kluge ursprünglich verraten, angeben bedeutend) kann man brauchen von solchen Mitteilungen, die durch beruflich, amtlich Beauftragte oder durch Aufpaffer und Angeber erstattet werden. Der Offizier, der Soldat, der ausgesandte Späher, der Wetterwart, der Wasserknecht, der Nachwächter, der Pförtner, der Bediente meldet. Auch die „Depeschen-Agentur“ kann noch melden, weil es ihr Beruf ist, auf gewisse Dinge aufzupassen und an bestimmter Stelle anzuzeigen, was sie vernommen hat. Aber es ist Mißbrauch, wenn jede Art von Bericht eine *M e l d u n g* genannt wird, wenn z. B. gesagt wird, man *m e l d e* oder die *B l ä t t e r m e l d e t e n* eine Abnahme der Singvögel im Wallis. Obgleich dieser Mißbrauch längst zum Gebrauch geworden ist, empfindet das Sprachgefühl doch wohl immer noch, daß da etwas nicht in Ordnung ist.

Auch das im Weltkrieg aufgekommene, jedenfalls erst im Weltkrieg allgemein aufgekommene *D u r c h h a l t e n* ist heute leider schon unter die Modewörter zu rechnen. Da lese ich irgendwo als Uberschrift: „Fletschern als Mittel zum Durchhalten.“ Unter *F l e t s c h e r n* versteht man eine von dem amerikanischen Lebemann Fletcher empfohlene Art des gründlichen Kauens, also etwas sehr Unfeierliches, was zu der gewissermaßen weltgeschichtlichen und tragischen Lösung des Durchhaltens in Not und Bedrängnis eines gewaltigen Krieges schlecht paßt. Das neue Wort *d u r c h h a l t e n* war wohl eigentlich überhaupt nicht nötig, denn aushalten sagt genau dasselbe.

„Gottes Volk, im letzten Kampf und Strauß
Halte aus, halte aus!“

singt die deutsche evangelische Christenheit schon seit zweihundert Jahren, und sie hat wohl damit immer das gemeint, was das kämpfende Deutschland heute sagen will, wenn es vom *D u r c h h a l t e n* spricht. Freilich ist es eine so große Aufgabe, vor die das deutsche Volk sich beim Ausbruch des Weltkrieges gestellt sah, daß sich wohl das Bedürfnis nach einem neuen Ausdruck dafür einstellen konnte. Aber bald wurde das Wort so viel geschrieben und gesprochen, daß es den Glanz und die Schärfe der Neuprägung verlor und zur abgegriffenen Münze wurde, die man in absehbarer Zeit als entwertet wird einziehen müssen, — zugleich mit dem alten, prächtigen, aber jetzt

*) Aus einem Gespräch über ein Kind: „Er gleicht seinem Vater. — Ich finde, er gleiche ganz der Mutter. — Wie, der Mutter? Ausgeschlossen! Von der Mutter hat er gar nichts.“

so erbärmlich abgedroschenen Burgfrieden und andern Weltkrieg-Münzen. Auch gänzlich falsch wird das Wort durchhalten bereits gebraucht. Ein in Feindesland festgenommener Deutscher erzählt seine Drangsale und fügt bei: „Da wir Menschen sind, haben wir es durchgehalten.“ (Wöhringer, Meine Erlebnisse während des Krieges.) Hier muß es doch wohl aus halten heißen.

Sehr beliebt ist zurzeit herausholen für: aus einer Sache etwas zu machen wissen. „Hindenburg wird sicherlich aus seinen Truppen herausholen, was noch herauszuholen ist“ (aus einer Zeitung Zürichs). Derartige Sätze liest man jetzt nicht selten. Weshalb aber sich so gesucht ausdrücken um etwas so einfaches zu sagen? Das Bild, das sich einstellt, wenn man das Wort herausholen liest, ist das einer Kiste, eines Kastens, eines Schachtes, vielleicht auch eines Lastschiffes mit seiner Ladeöffnung, kurz eines tiefen Raumes, aus dem Borräte herausgenommen werden. Ist das Bild aber anwendbar auf Truppen, denen der Feldherr große Leistungen zumutet? Können diese Leistungen als etwas bezeichnet werden, was der Feldherr herausholt? Sicherlich nicht; aber das Wort ist eben jetzt beliebt und stellt sich gern ein, ob es passe oder nicht. Das lehrt in anderer Weise auch das folgende Beispiel. Aus einer Hamburgischen Zeitschrift: „Als erster Gesichtspunkt muß der der Sparsamkeit herausgeholt werden.“ Der Verfasser wollte vermutlich sagen: herausgegriffen werden. Die Verwechslung wäre dem Schreiber sicher nicht unterlaufen, wenn das Herausholen nicht jetzt stark Mode wäre.

Eines der beliebtesten Modewörter aber ist jetzt ver-sagen. Hier einige Beispiele; fast jedes Zeitungsblatt liefert neue.

Seine Augen versagten (wurden schwach). Der Kaiser hat versagt (hat mich enttäuscht). Der Atem versagte mir (ging mir aus). Sein Begleiter versagte (konnte nicht mehr weiter). Da versagt auch die Wissenschaft (das bringt auch die Wissenschaft nicht fertig). Da versagt die Medizin (kann keine ärztliche Kunst helfen). In Fällen, wo die bisherige Liturgie versagte (nicht ausreichte, Lücken aufwies, im Stiche ließ). Die Staatsanwaltschaft hat in ihrer Pflicht versagt (ihre Pflicht versäumt) auch das, was zugunsten des Angeklagten spricht, zur Sprache zu bringen. Allmählich verbreitete sich in Rußland die Einsicht, daß das Monopol in der ihm gegebenen Form vollständig versagt hatte (enttäuscht hatte, unbrauchbar war, den gehegten Erwartungen nicht entsprochen hatte).

Das Wort war schon vor dem Krieg vorhanden und gebräuchlich, nahm aber seither in auffallendem Maße überhand. Im Sommer 1914 versagte alles: das Christentum versagte, die Kultur und die Zivilisation versagten, die Diplomatie versagte, die Internationale, der Pazifismus, die Demokratie versagte, die deutsche Sozialdemokratie versagte, wie ein Zürcher Professor meinte, weil sie keine Revolution machte, der bekannte französische bonfens versagte. Bald darauf hat die sich langsam gegen Berlin bewegende Dampfwalze der gewaltigen russischen Armeen vollständig versagt. Dafür versagte aber auch der Damm, den die tapfern Heere Oesterreichs und Ungarns der russischen Sturmflut entgegenstellen sollten. Ein Glück, daß das Chaos des Nationalitätenhaders in der Habsburger Monarchie, auf das man in Rußland gerechnet hatte, ebenfalls versagte. Ein General wurde abgesetzt, man mußte nicht weshalb; es war jedenfalls auffallend, daß ein bisher so hervorragender Offizier mit einem Male gänzlich versagt haben sollte. Aber auch an andern Orten versagte vieles: der englische Aushungerungsplan, der englische Landungsplan, das Darda-

nellenunternehmen, die beabsichtigte Wiederaufrichtung des Balkanbundes, die französische schwere Artillerie, die Aufwiegelung des Elffasses. Was Wunder, wenn da auch die Gegner Deutschlands auf allerhand Versagendes hinwiesen und behaupteten, die Zeppeline hätten versagt, die Armee Klucks habe versagt, der Dreibund habe versagt. Das mit dem Dreibund mußte man zugeben, aber Unrecht war es, zu behaupten, Fürst Bülow und weiter sogar der Reichskanzler und die ganze Diplomatie hätten versagt, denn bei der Türkei und Bulgarien versagten im Gegenteil die Sirenengefänge des westmächtlichen Liberalismus, und zwar, wie gewöhnlich, vollständig. Schlimm war für Serbien, daß sein Sanitätsdienst nach einigen Kriegsmonaten versagte, während es umgekehrt für manchen unschuldigen Deutschen verhängnisvoll wurde, daß in den französischen Internierungslagern die Aborteinrichtungen versagten. Man kann offenbar das Wort versagen beinahe für den Ausdruck jedes Gedankens brauchen; es versagt selten.

Eine derartige Mode führt aber zur Verödung und Verarmung des Ausdrucks. In jedem der gegebenen Beispiele ist ein passendes Eigenwort durch ein blaßes Abklatschwort verdrängt.

Dagegen kann man nicht sagen, daß das Modewort überall falsch oder auch nur unpassend angewendet wäre. Die Dampfwalze, die versagt, das läßt sich recht gut schreiben. Aber das ist vielleicht das Unerfreulichste daran, wenn so ein Wort plötzlich Mode wird, daß es seinen Wert verliert, verblaßt. Wer mag noch von Versagen sprechen, wenn er einmal den gedankenlosen Mißbrauch erkannt hat, der mit dem Wort getrieben wird? So werden Wörter zu Tode gebraucht. So ist es mit einsetzen, auslösen und ausschalten gegangen, die als anschauliche Wörter recht gute Dienste leisten könnten, aber in einigen Jahren von den Zeitungsschreibern und andern Leuten zu Tode gebraucht worden sind.

Auch in der Mundart gibt es zuweilen Moden (z. B. so wie so für gewiß, natürlich, jawohl). Aber im ganzen widersteht die Mundart der Sprachmode. Darum steht uns Schweizern diese noch schlechter an als andern Leuten. Bl.

Aus der Presse.

Nun hat auch die welsche Presse Kenntnis genommen von unserer letztjährigen Rundschau, wenigstens die jurassische (Le Démocrate vom 26. April, Le petit Jurassien vom 4. Mai). Als incurables, als Werkzeug des pangermanisme unter der Leitung des inevitable pasteur Blocher werden wir im Vorbeigehen „begrüßt“; neben einigen Entstellungen und Verdrehungen fällt angenehm auf, daß diese Blätter fast nur Bericht ablegen und sogar die für sie merkwürdigsten Stellen einfach übersetzen. Sie denken offenbar, das genüge ihren Lesern — nun ja, uns genügten sie ja auch, enthalten sie doch hauptsächlich auf deutsch und etwas deutlicher das, was auf Welsch und etwas höflicher Professor Seippel als „Schweizerische Wahrheiten“ in Genf ausgesprochen hat.

Die Gasetta Romontscha von Disentis (26. April) setzt sich deutlich auseinander mit dem Mailänder Professor Salvioni, der auf wissenschaftlichem Wege die romanischen Bündner wieder einmal überzeugen will, daß sie sich wenigstens im geistigen Leben an Italien anlehnen sollten; es spricht ein starkes politisches Mißtrauen gegen die lateinischen Brüder aus diesen Zeilen.